

Literatur

Relative Tödlichkeit – «Der Vollkommenheitswahn» von Norbert Loacker



Seit mehr als zwei Jahrzehnten widmet sich der Romancier und Essayist Norbert Loacker immer wieder einem Thema – dem des „perfekten Systems“. Schon aus dem Titel seines Romans „Aipotu“ (1980) war unschwer der Verweis auf Thomas Morus' „Utopia“ abzulesen. „Die Vertreibung der Dämonen“, vier Jahre später, beschäftigte sich mit totalitären Herrschaftsformen, der Essay „Idealismus“ (1993) bot, so der Autor ironisch im Untertitel, die „Analyse einer Verhaltensstörung“. Jetzt liegt mit „Der Vollkommenheitswahn“ ein neuer Essay von Norbert Loacker vor.

Wenn in der TV-Show von Heidi Klum gesagt wird, dass ein Mädchen von 1,76 m Größe mit 52 Kilo zu fett ist für das Model-Geschäft, entspricht das schlicht den Tatsachen. Doch durch den Boulevard rauscht ein heuchlerischer Aufschrei. Angeblich „hassen viele Mütter jetzt“ Heidi Klum.

Im Geschäft mit Mode sind Frauen wie Heidi Klum Standard. Wer nicht so aussieht – also fast alle Frauen – soll sich was schämen. Das ist die Botschaft von Shows wie „Germany's Next Top Model“. Und nicht nur von Shows. „Aditus-Schema“ nennt es Norbert Loacker und beschreibt diese Möglichkeit als zentralen Weg, jemand in der Gesellschaft zu werden.

„Das Aditus-Schema (lat. aditus: der Zugang) wiederholt getreulich die drei wesentlichen Etappen unseres Einzugs in die Welt: Vorbereitung, Krise, Ankunft.“ Schon sechsjährigen Schülern werden diese Schritte eingetrichtert:

„Der Weg eines Schuljahres ist in erster Linie ein Prüfungsweg von zunehmender Steigung. Am Ende des Jahres mündet er in die Krise der Zensur. Da muss man bestehen. Dafür betritt man im neuen Jahr die ‚nächsthöhere‘ Klasse.“

Infantile Perspektive

Bürokraten und Handwerksmeistern, Vorstandsmitgliedern, Militärs und Klerikern, Freimaurern und Pubertierenden ist das Schema in Fleisch und Blut übergegangen. Bemü-

hen wir nochmals Heidi Klum: Ihre wie in Erz gegossenen Formen sind nicht nur ein Glücksfall der Natur, sondern das Ergebnis harter Arbeit. So wie die olympischen Rekorde. Wen kümmert's, wenn die Eisläuferin, der Schifahrer in der Einsamkeit ihres/seines Hotelzimmers weint? Die Vorgeschichte des Erfolgs ist den Augen der Öffentlichkeit entzogen wie das Heranwachsen des Embryos. Erst am „Tag des Wettkampfs tritt der Sportler ans Licht und stellt sich einer Prüfung ohne Pardon. Besteht er die Prüfung, gerät sein Schicksal als Einzelner sofort in eine weltweite Organisation des Aufstiegs.“

Infantil nennt Loacker dieses Streben nach Erfüllen immer neuer Limits, nach Zugang zu immer höher liegenden Zielen – und argumentiert nochmals vom frühesten Kindesalter her. „Als erstes entwickeln wir Appetit. Von Anfang an wollen wir wachsen. Doch es bleibt nicht lange beim Appetit auf Nahrung. Bald genug setzt der Appetit nach Raum ein, die Appetenz nach greifbaren Körpern, die man im Raum ‚haben‘ kann, doch zuerst „in die Hand bekommen“ muss. Das Rennen ist gestartet.“

Jona und der Wal

Ohne diesen Appetit kein Überleben. Soviel ist klar. Doch mit diesem Appetit? Erstaunliche Sätze schreibt Loacker da: „Depression macht die infantile Perspektive gesellschaftsfähig. Denn ohne Illusion betrachtet, kann keiner der grossen Welt, auf die er kommt, auch nur annähernd gewachsen sein. Es ist nur die Frage, wie weit wir die Augen für diesen bedrückenden Sachverhalt öffnen.“

Wir pflegen aber die Augen zu schließen, denn wir lernen wenig anderes als die Beibehaltung der infantilen Perspektive. Wer sich wehrt, wer etwa dem Lehrer das Recht abspricht, sich mit Nicht Genügend beurteilen zu lassen, der fliegt.

Als Virtuosen der infantilen Perspektive zitiert Loacker den biblischen Jona. der im Auftrag des Herrn „das gewaltige Ninive, wo mehr als 120.000 Menschen leben“ aus dem

moralischen Sumpf führen soll. Seine Reaktion: ein klarer Fall von Regression: Jona verzapft sich nach Japho, von dort mit einem Schiff nach Tarschisch, wo die Matrosen den unerfreulichen Passagier kurzerhand ins Meer stürzen und er bekanntlich im Bauch eines Wals landet. „Mütterliches Dunkel birgt ihn. Tiefer kann man den Fluchtpunkt der infantilen Perspektive schlechterdings nicht ansetzen“, so Loacker. Aber Gott lässt die Flucht nicht gelten, Jona schleppt sich nach Ninive und predigt: Noch 40 Tage, und Ninive wird zerstört. „Jona hat die infantile Perspektive invertiert. ... Das Nichts Jona ist nun ‚Jona total‘ geworden. Ein Umschlag, keine Entwicklung.“ Es geschieht, was auch Gott laut Bibel nicht ahnen konnte: Ninive lässt sich beeindrucken, das Ruder wird herumgerissen, Gott bläst sein Racheprogramm ab. Da wird Jona wütend. „Seine Macht“, so Loacker, „niemals sachbezogen und somit funktionell, sondern infantil motiviert und somit mythisch, ist plötzlich im wahrsten Sinn des Wortes gegenstandslos.“ Während Jona noch schmolzt, lässt Gott einen Strauch vor seiner Hütte wachsen, an der sich der Mann recht freut – bis ihm ein Wurm den Strauch zerfrisst. „Wie, meint Jahwe, Mitleid mit einem Rhizinusstrauch, weil er Schatten gab? Und ich hätte Ninive, eine so grosse Stadt, die sich zu mir bekehrt, nicht schonen sollen?“ Und Loackers spöttischer Kommentar: „Vielleicht wäre es klüger von Jahwe gewesen, bei Jona mit dem Rhizinusstrauch-Kapitel anzufangen, bevor er ihm Ninive zumutete. Doch besser Erziehung am Schluss als überhaupt keine.“

Jona mag es gelungen sein, sich von der infantilen Perspektive zu befreien. Die Kirchen aber setzen nicht auf Erziehung, auch nicht auf späte. Denn Religionen, so Norbert Loacker, haben weltweit ein identes Anliegen „die infantil-infinite Perspektive sinnlich zu inszenieren.“ So lassen sich prima Machtapparate aufbauen. Und das System hat längst Schule gemacht – in den Parteien und Konzernen, in den Bürokratien und der Unterhaltungsindustrie. Selbst „das Assasinen-System

Bin Ladens, die ‚chirurgischen‘ Bomber-Raids über dem Vorderen Orient, Sharons Hohe Kunst des Mauerbaus und Gegenschlags, die scheinheilige Mobilmachung von Gott und Geld in den Wahlkämpfen von Bush junior, das Bluffgewebe um die Verschwanung von Frauen unter der Heidi-Klum-Latte“ – sie alle huldigen dem selben Perfektionswahn.

Das Nein der Weisen

Machtapparate aufzubrechen gelingt nur, wenn wir die infantile Perspektive, das Anbeten des Höheren, Besseren oder schlicht Mehr verlassen. Loacker zitiert etwa Shen-hsien-chuan, der ohne Zögern die Kultivierung von Sexualpraktiken, Tafelfreuden und exquisite Weine genießt, mit der trockenen Bemerkung: „Würde ich vielleicht im Himmel noch die gleichen Freuden haben können wie unter den Menschen? Nur der einen Sorge, dass ich vor Erreichung eines hohen Alters stürbe, wäre ich ledig. Dafür gäbe es im Himmel massenhaft Höchstzuverehrende, denen man seinen Respekt erweisen müsste. Das wäre ja noch schlimmer als hier in der Menschenwelt!“

Keine Anbetung, kein Niederknien vor dem „Höchstzuverehrenden“, dafür – unter schwierigsten Bedingungen – ein Plädoyer für Pluralismus artikuliert Theodor Herzl. Schon die frühen Tagebücher zeugen davon. Theodor Herzl erzählt von seinem faszinierten Blick auf den Kaiser, „der nur mit seinem einzigen Arm zu viel angreifen möchte und immer die Hände voll zu tun hat, weil er verbergen will, dass er nur eine Hand hat.“ Die Behinderung macht den Machthaber zum interessanten Menschen, aus ihr erklärt sich seine infantile Perspektive, zu der Herzl eine überlegte und menschenfreundliche politische Distanz wahrte.

Die Substanz von Montaigne

Ein Essay also ist „Der Vollkommenheitswahn“, frei mäandernd durch das riesige Gebiet der Ideengeschichte, der „Menschenwissenschaften“ (wie Norbert Elias die Soziologie nannte), der Literatur und der knappen Zeitungsberichte. Viele – und unterschiedlichste – Textfragmente hat Norbert Loacker eingestreut. Das entspricht wohl der Arbeitsweise von Michel de Montaigne, dem Erfinder des Essays: „Ich schweife häufig ab“, notierte Michel de Montaigne, „doch eher mit meiner Freiheit nutzendem Vorbedacht als unbedacht. Meine Gedanken folgen einander durchweg, wenn auch zuweilen von weitem; sie behalten sich stets im Blick, wenn auch zuweilen nur aus den Augenwinkeln. Es ist der unaufmerksame Leser, der meinen Gegenstand aus den Augen verliert, nicht ich.“

Es ist das Wesen des Essays, gesellschaftliche Phänomene subjektiv zu untersuchen, aber mit Gefühlsduselei hat das noch lange nichts zu tun. Robert Musil hat die Form des Essays wohl am genauesten beschrieben, als er ihn „das Strengste des Erreichbaren auf einem Gebiet, wo man eben nicht genau arbeiten kann“ nannte.

Größtmögliche Genauigkeit des Denkens – ohne dabei in einen Tunnelblick zu verfallen, das macht auch die Gegenstrategie zum Vollkommenheitswahn aus – und hier liegt wohl die feinste Übereinstimmung zwischen Michel de Montaigne und seinem späten Erben: Als Montaigne 1580 die ersten beiden Bände seiner „Essais“ veröffentlichte, reagierte die Kirche prompt und umstandslos. Denn hier betonte einer, der Mensch könne nur subjektiv sein, argumentierte frech gegen die scholastischen Abhandlungen mit ihrem Absolutheitsanspruch, zweifelte die offizielle Lehrmeinung von der Existenz absoluter Wahrheit an. Die „Essais“ wurden auf den Index gesetzt. Die Gegenrede aber ist seither nicht mehr verstummt, und Norbert Loacker gibt ihr erneut eine Stimme. Ingrid Bertel